Rohan und Jenatsch

Autor(en): **Gansner, Hans P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (2015)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-583296

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

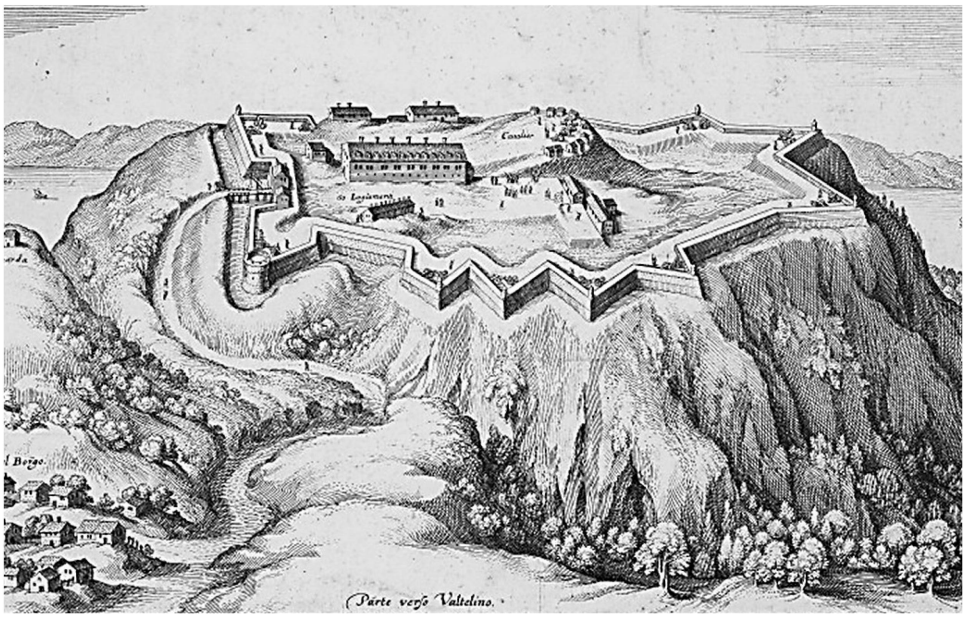
http://www.e-periodica.ch

Rohan und Jenatsch

Hans P. Gansner

Ein neuer Blick auf zwei Gestalten der Bündner Geschichte, die sich ergänzten und siegten. Doch dann verriet der eine den andern ...

Die so genannten «Bündner Wirren» stellen im Gesamtkontext des Dreissigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert einen Höhepunkt der Grausamkeit dar. Die Gegenreformation war voll im Gange, und die Drei Bünde bildeten durch ihre geostrategisch zentrale Lage in Europa einen speziell erbittert umkämpften Zankapfel innerhalb der hin und her schwappenden europäischen Mächte, die um die Vorherrschaft rangen. Und dabei standen das Veltlin, Chiavenna und Bormio im Mittelpunkt, sodass der Kriegsminister der damaligen Grossmacht Frankreich, Richelieu, seinen besten Feldherrn Duc de Rohan mit seinen Truppen dem Bündner Obersten Jürg Jenatsch zu Hilfe sandte, um Frankreichs Einfluss zu wahren. Rohan sollte den dortigen strategischen Riegel der mit Habsburg verbündeten Spanier, die das Gebiet von der damals als uneinnehmbar geltenden Festung Fuentes aus im Griff hatten, knacken. Und er hatte Erfolg dabei. Doch wie wir wissen, warf Jenatsch dem siegreichen Feldherrn, Spezialist in komplizierten Gebirgskriegen, die er als aufständischer Protestantenführer in den südfranzösischen Cevennen, Hochburg des protestantischen Aufstands gegen die katholische Monarchie, gelernt hatte, nach getaner Arbeit ein schnödes: «Der Franzose hat seine Pflicht getan, der Franzose kann gehen!» zu,



Die Festung Fuentes auf dem Colle di Montecchio, nahe Colico, am Comer See. 1603 zum Schutz vor den Drei Bünden (Graubünden) erbaut vom spanischen Gouverneur des Herzogtums Mailand, Don Pedro Enriquez de Açevedo, Graf von Fuentes.

weil Richelieu die von Rohan eroberten Gebiete, die plötzlich wieder zum Greifen nah waren, den Bündnern nicht zurückgeben wollte.

Patriot mit Blut an den Händen

«Selbst die Hölle hat ihre Helden»
(Die neun Pforten, Roman Polanski, 1999)

Die Heldenverehrung des Bündner Hauptmanns und Obersten Jürg (auch Jörg oder Georg) Jenatsch kannte nach der Vertreibung des Duc de Rohan am 5. Mai 1637 aus Graubünden keine Grenzen mehr. Ein «Nationalheld» musste her! Jenatschs «wenn auch exzessiver Patriotismus» galt sowohl beim Volk als auch bei den Historikern als unbestritten. Vergessen der offensichtliche Verrat an Rohan, der wenige Jahre darauf «an gebrochenem Herzen» starb. Vergessen die aus purem religiösen Fanatismus begangenen Justizmorde an Nicolò Rusca, Erzpriester von Sondrio, und Johann Baptist Prevost von Vicosoprano im Namen des Thusner Strafgerichts, in dem Jenatsch wütete. Vergessen auch die grausame Ermordung des Pompejus von Planta im Jahre 1621, die in der hagiographischen Heldenverehrung, die sich im Laufe des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts herauszubilden begann, als Vergeltung an den Katholiken wegen der Veltliner Protestantenmorde von 1620 interpretiert wurde.
In der zweiten Hälfte des geschichts- und vor allem mythentrunkenen 19. Jahrhundert folgte dann eine psychologisch und literarisch zwar interessante, aber vom humanen und historischen Standpunkt aus gesehen völlig unzulängliche Behandlung des Stoffes durch den Super-Ästheten und Bismarck-Verherrlicher C. F. Meyer, der zwar immerhin einen blässlichen Gutmenschen aus Henry de Rohan macht, seine grosse innere Dramatik und seine tragische Opferrolle jedoch weit hinter die spektakuläre, einer italienische Oper würdigen Rolle des Jenatsch zurücktreten lässt. C. F. Meyer wendet sich zwar auch zu Recht gegen ein «hinterhältiges französisches Denken», ein Vorwurf, der aber nur die Winkelzüge der französischen Monarchie unter Richelieu, nie Rohan selbst trifft. Jenatsch pflegte als Illustration seine schwarz behandschuhte Hand hochzuhalten und zu sagen: «Das da ist Rohan …»; dann ballte er sie und fügte hinzu: «… und das da, das ist Richelieu!»; womit er natürlich nicht Unrecht hatte. Nach dem gültigen Jenatsch-Film von Daniel Schmid, der die Bluttat auf

Schloss Rietberg eindrücklich ausmalt, scheint es mir heute mehr denn je gerechtfertigt und sogar dringend notwendig zu sein, endlich auch einmal den «Guten Herzog» mit seinem grossmütigen, bis zuletzt menschlichen Werten verpflichtenden Handeln ins Zentrum des öffentlichen Interesses zu stellen. Im Zeitalter der Vielsprachigkeit, der Multikulturalität und nationalistischer Mythenbildung geht es nicht mehr an, die Geschichte der einzelnen Nationen auf die Verherrlichung von «Wildwesthelden», deren Tod genüsslich zu wahren Schlachtgemälden ausgepinselt wurde (vgl. Bild auf Seite 307) aufzubauen.
Und noch heute ziert ein unfreiwillig komisch-grotesker Don Quijote-Jenatsch aus blitzendem Metall das Dorf Parpan, und auf dem Sockel prangt eine protzige Gedenktafel mit einem hagiographisch anmutenden, geradezu hymnischen Text, während die einzige Duc-de Rohan-Statue in Jenins in der Bündner Herrschaft sich knapp auf den Beinen hält, da der Beton zusehends zerbröckelt und die Armierungseisen, vom Zahn der Zeit zernagt, vor sich hinrosten …

Der «gute Herzog»

Henry Duc de Rohan ist eine weit über das Anekdotische, Lokal- und Regionalgeschichtliche – unter anderm soll er die Blauburgundertraube (*le pinot noir*) in der Bündner Herrschaft eingeführt haben (bon, ob er es eigenhändig tat oder sein durstiger Tross, bleibe dahingestellt) – hinausreichende Persönlichkeit: «Er ist aus einem Guss; ein Mann ein Wort …; l'honnête homme par excellence …»; und doch «ein Mensch mit seinem Widerspruche», wie C. F. Meyer über Ulrich von Hutten schrieb. Aber auch bezüglich Rohan hätte diese Charakteristik gepasst. Während uns aus der Psyche Jenatschs nur ein wirrer Abgrund entgegenklafft. Deshalb wäre Rohan in der heutigen Zeit in Wirklichkeit als literarische Figur spannender als Jenatsch. Aber vergessen wir nicht: Meyer ist der kränkliche, Kraftnaturen verehrende Gipfelstürmer der hohen Spätromantik! Der Autor hat die Gefahr der Epigonalität des Genres «hochromantischer historischer Text» übrigens selber bemerkt. Jahrelang hat er gezögert, den «Teufelskerl» künstlerisch umzusetzen. Und heute, wenn man die «Novelle» – eher ein zerklüftetes, zerrissenes, mehrgipfliges Novellenfragment – liest, spürt man auch die Schwierigkeit Meyers, dem Protagonisten überhaupt «vraisemblance», d. h. «Wahrscheinlichkeit» anzudichten, geschweige denn so etwas wie Schlüssigkeit im militäri-

schen und politischen Handeln. Im Bereich Ethik und Moral fällt unser Nationalheld auf der ganzen Linie durch.
Das gleiche Problem hatte Friedrich Schiller bekanntlich mit Franz Moor, und das Drama «Die Räuber» ist wegen der unmenschlichen Bosheit dieser Negativ-Figur denn heute auch eines seiner schwer spielbaren geworden. Thomas Bornhauser, dem Anführer der Thurgauer Regeneration 1830, geschah etwas Vergleichbares mit seiner «Gemma von Arth»: Goethe hat das Freiheitsdrama des Thurgauers mit Respekt gelesen, auch die schönen Nebenfiguren gelobt, es aber wegen des «unglaubwürdig schrecklichen Charakters» der Hauptfigur als misslungen angesehen – , was nicht verhinderte, dass der Jungfrauen wie Güggelibeine zerfleischende Landvogt in grand guignolesker Art mehr als Vaudeville verzerrt an feuchtfröhlichen Neujahrsveranstaltungen jahrzehntelang durch die Schweizer Laientheaterszene geisterte …

Tod an «gebrochenem Herzen»

1638, nur ein Jahr nach seiner Vertreibung aus Graubünden, ist Henry de Rohan in der Nähe von Rheinfelden (im Kloster Königsfelden) in einer Schlacht für die Reformierten gefallen. Die damaligen Ärzte stellen nach einer Obduktion jedoch «Tod an gebrochenem Herzen» fest: Damals hatten die Jünger Äskulaps halt noch mehr Phantasie …
Vorher hatte ihn auch das Königreich Frankreich wegen seiner Loyalität zu Bünden fallen gelassen, denn Richelieu wollte das Veltlin den Bündnern nicht hergeben, wie es ursprünglich abgemacht war, sondern als Faustpfand gegen Spanien und Österreich behalten. Bei diesem eklatanten Verrat konnte und wollte unser «guter Herzog» nicht kollaborieren und so war er Genfer geworden: Das protestantische Rom nahm ihn mit offenen Armen auf und in der Cathédrale de Saint-Pierre gibt es bis heute die Chapelle des Maccabées mit seiner sitzende Statue und seinem Sarkophag. Die Statue wurde von den calvinistischen Talibans, die als Bilderstürmer im Kanton Genf wüteten (und immer noch wüten), im 16. Jahrhundert auf einen Misthaufen geworfen, weil diese Deppen irrtümlich glaubten, es handle sich um einen katholischen Heiligen, und sehr viel später wieder ausgegraben und auf den Sarkophag gestellt.
Item, Rohan war zwischen Stuhl und Bank gefallen, er hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt, er war eine Persönlichkeit, die sich nicht wie ein Politiker in verschiedene Ichs aufspalten wollte und

konnte, ein ganzer Kerl, eine Einheit: Er war kohärent in einer Zeit der Zerrissenheit und Verlogenheit, in der nur jemand, der sich dauernd anpasste, sich dauernd verwandelte, dauernd sein Fähnchen in den Wind der Machtpolitik hielt, überleben konnte.
«Ich kann nicht zwei Herren dienen: Graubünden und Frankreich schon, aber nicht zwei verschiedenen Wahrheiten, versteht Ihr das denn nicht, dass das nicht das gleiche ist!?»
Das finde ich bis heute eine interessante paradigmatische Konstellation: Auf der einen Seite der differenzierte, gebildete, kultivierte Mensch aus einem Stück, eben Rohan; auf der andern der rohe Bengel und Gewaltmensch, der psychologisch unendlich zerspalten, zerrissen, zerfasert ist, Jenatsch.
Einheit in der Vielfalt auf der einen, Zerrissenheit und Falschheit in der Simplizität, dem Populismus auf der andern Seite: Also eine dramatische Komplexität, weil in sich doppelt widersprüchlich. Die kulturell feinere, sozial höher stehende Person ist auf den ersten Blick die einheitlichere; die primitivere, gewalttätigere dagegen repräsentiert das Vielschichtige, Zersplitterte. Unwillkürlich kommen uns die Antipoden von Stefan Zweigs *Schachnovelle* in den Sinn, in der ebenfalls der «Rohling» den «Feingeistigeren» besiegt.

Die drei zentralen Frauenfiguren

Eine dritte Hauptfigur, eine weibliche, ist Lukrezia, die Tochter des Pompejus von Planta (in Wirklichkeit Katharina), die bei Meyer zur rachelüsternen Erynnie avanciert, die im «Staubigen Hüetli» in Chur sogar selbst die Axt schwingt. Sie ist uns nicht näher bekannt, ebenso wenig wie Jenatschs Ehefrau, die nicht, wie Meyer es aus erzählpsychologischen Gründen konstruiert, bei den Veltlinermorden ums Leben gekommen ist. In Wirklichkeit hat er sie im finsteren, feuchten Schlösslein «Katzensteig» auf dem Thurgauer Seerücken bei Bischofszell zusammen mit seinen vielen Kindern verlocht. (Es gibt auch Quellen, in denen behauptet wird, Jenatsch sei kinderlos geblieben.) Bezeugt ist, dass seine Ehefrau sich wegen seiner permanenten Herumhurerei und seinen Saufgelagen oft bitter beklagte.
Sein eigentliches Karriereziel aber war das Schloss Rhäzüns, das er aber weit verfehlte, denn damals war es Bedingung, adlig zu sein, um dort residieren zu können, und es konnte sich dort noch nicht Krethi und Plethi einnisten, nur weil er ein dickes Portemonnaie hatte. Aber oha! Die österreichische Monarchie ver-

Die Ermordung Jürg Jenatschs. Historienbild von E. Sturtevant, der genau der Novellenvorlage von C. F. Meyer folgt. Man beachte den glühenden Blick des Haldensteiners auf den Busen der Lukrezia (Katharina), die in der Meyer'schen Version das Beil schwingt.

wehrt Jenatsch hartnäckig den Adelstitel, obwohl er ohne Ende bei Hof in Wien auf den Knien herumrutschte und dem Teufel ein Ohr abintrigierte, um an einen solchigen heranzukommen: «Man liebt den Verrat, aber man verachtet den Verräter …»

Jenatsch – der Bündner Astérix

Jenatsch ist in seiner ganzen Verworfenheit AUCH die Verkörperung der lokalen, regionalen, nationalen Revolte (eine Art Astérix und Obelix gegen die Römer), also gegen die imperialistische Vorherrschaft durch die Global Players der «Grande Nation», die sich eines «Gutmenschen» bedient, um ihren Weltherrschaftsanspruch aufrecht zu erhalten: Also, Jenatsch ist der «falsche Hund», der eigentlich das Richtige tut, nämlich die herrschenden Ausländer rauswirft, wenn nötig mit Hilfe anderer Ausländer (hier mit der der Habsburger und Spanier).
Aber der moralisch-ethische Fall ist zu tief. Jenatsch ist ein riesiges «Ego», ja, ein Egomane, ein Baby mit Grössenwahn. Allmachtsphantasien beherrschen ihn (wie auch den kränklichen Meyer); seit Theweleit kennen wir die «Männerphantasien» bis in die feinsten Verästelungen. Während jedoch das Hündisch-Unterwürfige bei Jenatsch von Meyer zugunsten des vermeintlichen «Machtmenschen» eskamotiert wird, stellt der Schriftsteller der Schweizer Grossbourgeoisie Rohans kluges, staatsmännisch-strategisches Denken und Handeln in ein antiintellektuelles Licht, das bis heute die rechtspopulistische Ideologie wesentlich prägt.

Rohan sieht man nicht mit einem nachschleifenden Säbel und mit rollenden Augen, sondern in einem Buch lesend oder über einer Landkarte brütend, vorzugsweise die berühmte «Sprecherkarte». Oder er wandelt allein oder in Begleitung seines bevorzugten Offiziers de Lecques, über Strategien diskutierend im «Fort de France», im Volksmund «Rohanschanze» hin und her. Sein Antipode Jenatsch stilisiert sich selbst als eine Art Sergio-Leone-Bösewicht *avant la lettre*, mit dem spanisch wirkenden Schnäuzchen, das er zwirbelt, immer umgeben von seiner «Bande», dem späteren «Kettenbund», mit dem er Rohan stürzt. Das Gespenstische an diesem Spaghettiwestern über den «gewendeten Handschuh» ist die Tatsache, dass sich Jenatsch später in der gleichen Postur und im gleichen Kostüm wie Rohan malen lässt. Die beiden Gegenspieler, die so lange Verbündete waren, sind polyglott: Rohan ist eloquent, seine Reden beim Volk beliebt, seine «harangues» (kriegerische Brandreden) spornen seine Truppen zu übermenschlichen Leistungen und Gewaltsmärschen durch die abgelegensten Veltliner Seitentäler an. Er redet mit französischem und italienischem Akzent (seine beiden Hauptsprachen); Jenatsch läuft phallisch und wie ein gezogener Säbel durch die Gegend, wenn er sich nicht gerade tückisch duckt, spricht ebenfalls fliessend Italienisch, Romanisch, Französisch und Deutsch.

Oben links:
Henry II de Rohan 1632, als er mit seinem Heer nach Rätien zog. Porträt von Samuel Hofmann.

Oben rechts:
Jürg Jenatsch, 1636. Vier Jahre nachdem er den Duc de Rohan verjagt hatte, liess er sich für das offizielle Gemälde als «Bündner Diktator» genau gleich frisieren und ähnlich, aber viel prunkvoller ausstaffieren. Aber der Unterschied im Gesichtsausdruck und in der Pose sprechen Bände …

Rohan – der Gutmensch

Doch nach Jahrhunderte langem Zoomen auf Jenatsch gilt unser Interesse heute eindeutig dem Ehrenmann Henry de Rohan, der alle politischen Kungeleien, sowohl mit den rein egoistischen Bündnern, als auch mit den machtpolitisch pokernden Franzosen ausschlug, und der als Ehrenmann sowohl treu die Gefolgschaft gegenüber seinem Oberbefehlshaber Richelieu und seinem König, als auch die Versprechungen gegenüber der ihm anvertrauten rätischen Bevölkerung das Veltlin betreffend eingehalten hat. Aber eben, dies ist, was man die Quadratur des Kreises nennt. Meine These lautet, dass das Veltlin bei Bünden geblieben wäre, wenn Rohan nicht so schimpflich von einem Verräter, Halunken und Halsabschneider, der sich raffinierterweise als Patriot ausgab (Populismus!) verraten und verjagt worden wäre. Dann hätte sich nämlich die tolerante Haltung Rätiens gegenüber dem Veltlin durchgesetzt, die später auch von Johann Gaudenz von Salis-Seewis gefordert wurde, und das Veltlin hätte nicht von Napoleon zur cisalpinischen Republik geschlagen werden müssen, um endlich seine Religionsfreiheit zu erhalten.
Jenatsch, der sich als grosser Patriot aufspielte und in der Geschichtsschreibung wie der schönen Literatur immer noch, «trotz seinen Charakterfehlern», wie es heisst, zähneknirschend zwar, als solcher dargestellt wird, war in Wirklichkeit genau der, welcher durch seine blindwütige, rein auf Gewalt setzende Haudegenmentalität später das Veltlin verloren gehen liess, also der Bündner Vaterlandsverräter. Il s'agite comme un «beau diable», und nur deshalb hat er natürlich auch «le beau rôle» in der spätromantischen Geschichtsschreibung, die mehr mit Literatur als mit Wissenschaft zu tun hat, weil er als Bösewicht attraktiver und abstossender, d. h. psychologisch interessanter ist.

Jakob Burckhardts Geschichtstypologie

Das sieht man auch bei Meyer. In seiner «Bündner Novelle», die den Titel «Jürg Jenatsch», also des «Bösen» trägt, ist dieser viel spannender: Meyer ist ganz im Banne der Burckhardt'schen Geschichtsbetrachtung, in deren Zentrum die Faszination durch die «Übermenschen» der Renaissance steht: Er stellt den Jenatsch als masslossen, impulsiven, temperamentvollen Gewaltmenschen dar, der nur seinem Instinkt gehorcht und nur nach oben drängt, coûte que côute. Andere meinen, seine Verruchtheit sei nur mit

seiner unersättlichen, edlen Liebe zu seiner Heimat Rätien zu erklären. Jenatsch wird hier sozusagen zu einem Archetyp des rätischen Nationalisten, den Meyer ex post zu einem Vorläufer des Bündner National- und Kantonalgedankens umfunktionieren will. Denn die Strategie Jenatschs war ja in Wirklichkeit ein Desaster, also fällt das einzige nicht-werkimmanente Argument für diese Figur weg. Der «gute Herzog» bleibt bei Meyer daneben notwendigerweise etwas zu blass, da der «Bösewicht» ja immer faszinierender ist als der leidende «Gutmensch», der Opfer des Bösen und seiner eigenen Güte wird, die ihn daran hindert, im entscheidenden Moment den Verrat zu bekämpfen, da er befürchtet, neuen Streit, neue Kriege über den Köpfen von andern, unschuldigen, nicht betroffenen Menschen heraufzubeschwören. Meyers historische Novelle ist durch und durch von Jakob Burckhardt und der damaligen Bismarck-Verehrung in den obersten Klassen der protestantischen deutschen Schweiz, d. h. von einem grossbürgerlich-liberalen, aber noch elitär-feudal gefärbten Herrscherbild der Renaissance geprägt. Wegen diesem reaktionären Menschenbild konnte der in der Goethe-Tradition meisterhaft geschriebene historische Text von breiteren Leserschichten nie so richtig mit offenem Herzen aufgenommen werden. Stilistisch bleibt Meyer sehr elitär. Seine Sprache ist gedrechselt, geschraubt, heute beinah ungeniessbar. Siehe die absolut haarsträubend unwahrscheinlichen, romantisch übersteigerten, grellen Handlungshöhepunkte. Zum Beispiel der inbrünstig heisse Kuss zwischen Jürg und Lukrezia auf der schwindelnden, tiefblauen Passhöhe des eiskalten, schnee- und eisstarrenden San Bernardino …

Rohans tragischer Irrtum

Zweifelsohne war es des «bon Duc de Rohan» tragischer Irrtum zu glauben, er könne sich in Kriegszeiten als Macht- und Befehlshaber an bewaffneten Konflikten beteiligen und sich dabei ethisch richtig und moralisch menschlich verhalten. Es gibt aber, wie Ernst Bloch richtig bemerkte, «kein richtiges Leben im Falschen», erst recht nicht auf der höchsten Ebene der Macht und der Gewalt.
Aus heutiger Sicht hat sich Henry de Rohan jedoch, obwohl Vertreter der herrschenden Aristokratenschicht und Bürger einer aggressiv-imperialistischen Monarchie, politisch und militärisch weit anständiger, d. h. humaner verhalten, als es damals für diese Schicht überhaupt für möglich gehalten oder gar erwartet wurde.

So ethisch-moralisch einwandfrei hat sich als adliges Mitglied der herrschenden Klasse «mit ihrem Sudelgeist» 150 Jahre nach ihm Johann Gaudenz von Salis-Seewis als soldatischer Sprössling der protestantischen Oberschicht auch verhalten.
Sein Scheitern als Humanist und damals prä-demokratisch fortschrittlicher Politiker und, paradoxerweise, «Pazifist» (siehe das Selbstverständnis der französischen Armee bis heute in Afrika: Wir bringen die Kultur, die Demokratie und garantieren den Frieden!) ist sowohl in der Kriegsführung, die er im Namen des Guten gegen die reaktionäre antidemokratische kaiserliche Allianz führen zu müssen glaubt, um sich in den Augen seiner Nation, die ihn und seine hugenottischen Anhänger zuerst besiegt und dann ins Exil verjagt hatte, als auch als Opfer des Doppelverrats einerseits durch seine katholischen Auftraggeber Richelieu und Louis XIII, andererseits durch seine Schutzbefohlenen in Räten (die Bündner Truppen unter Jörg Jenatsch und ihre meist darbenden Familien) jedoch von Anfang an vorgezeichnet. Als mehrfach durch die französischen Glaubenskriege Gezeichneter kommt er auf die Bühne der Bündner Geschichte, als er im März 1634 als hochwillkommener französischer Gesandter und Oberbefehlshaber Bündner Boden betritt; als er Graubünden nach dem Verrat in den ersten Märztagen 1637 verlässt, ist er der militärische Sieger, aber ein gebrochener Mann. Er sagt jedoch: «Ich habe das Geschehene schon seit langem kommen sehen; aber die Interessen des Königs erlaubten nicht, ihm vorzubeugen. Was von mir abhing, habe ich getan.»

Der Show-Down

Sein Marschall de Lecques, der aus dem Veltlin abberufen wurde und nur sehr widerwillig dem Befehl seines Befehlshabers Rohan (der übrigens durch seine Heirat mit einer Tochter Sullys Oberbefehlshaber der französischen Truppen in der Schweiz geworden war) folgte, schlug ihm voller Wut vor, Jenatsch zu töten. Doch Rohan winkte ab: «Ich habe mein Wort gegeben», sagte er. Als Protestant war er jeder Gefühlsaufwallung abgeneigt, immer traurig, «melancholisch» wird er geschildert, aber nie wütend, tobend, rasend wie Jenatsch und de Lecques es waren.
Als de Lecques ihm nochmals rät, mit den verräterischen Anhängern des «Kettenbundes» aufzuräumen, sogar das Bündner Volk erwarte dies, antwortete der Herzog: «Mein Gewissen entscheidet anders». Und als der gleiche Offizier, hier nach C. F. Meyer zitiert, aufbraust: «So spricht kein Franzose!», folgt die berühmt

gewordene Replik: «Ist es für mich unmöglich, zugleich ein Franzose und ein Ehrenmann zu bleiben, so wähle ich das letztere, sollte ich auch darüber heimatlos werden.»
Rohan wird in diesem Schicksalsmoment zum zweiten Mal, nach seinem Exil infolge des verlorenen Krieges der Hugenotten gegen den König, heimatlos. Er hat die letzte Chance verspielt, als guter Franzose wieder in Ehren aufgenommen zu werden. Er wollte ein guter Mensch, edler Feldherr, frommer Christ sein. Das war seine persönliche Entscheidung. In allen Welten, in welchen er lebte, war er heimatlos. Aber ohne Verrat. Selbst das einem Treulosen gegebene Wort bricht er nicht! «Marmor, Stein und Eisen bricht – aber sein Wort ein Rohan nicht …» ist man versucht, einen bekannten Schlagertext zu paraphrasieren.
Die Bündner gaben ihm das Geleit bis zur Landesgrenze; dort spielte sich noch ein Scharmützel ab. Als es an de Lecques war, sich zu verabschieden, zog er seine Pistole, und hier folgen zwei Versionen: Nach der *ersten* hat der gute Herzog de Lecques daran gehindert, Jenatsch niederzuschiessen (Prof. Dr. Ragaz, Vortrag: «Die Bündner Wirren»), nach der *anderen* zieht er seine Pistole und ruft: «So scheidet man von einem Verräter!» und drückt ab. Doch die Pistole geht nicht los! – «Jenatschs Stunde war noch nicht gekommen …», moniert der Historiker (1852); sie kam dann im Jänner 1639, wie wir alle wissen, im «Staubigen Hüetli» während der Churer Fasnacht, wo Fausch von Felsberg mit Maskierten beim Gelage im ersten Stock seine tödliche Fasnachtsaufwartung macht. Jedenfalls schreitet Jenatsch in jener Nacht mit offenen Augen auf dem hohen Seil über dem Abgrund, und er weiss, dass am andern Ende, dort, wo er festen Boden unter den Füssen bekommen würde, jetzt schon jemand das Messer zückt, um das Seil kurz vor seinem letzten, entscheidenden und rettenden Schritt durchzuschneiden. Er weiss, dass sein Traum, Schlossherr von Rhäzüns und Diktator der Drei Bünde zu werden, nie in Erfüllung gehen wird, denn, wie Bob Dylan singt: «There is blood on the tracks», und diese zahlreichen Blutfehden werden ihn zu Fall bringen. Und dies nur ein Jahr, nachdem er seinen französischen Vorgesetzten und Freund verraten hat …

Konklusion

In seiner hochinteressanten kürzlich erschienenen Habilitationsschrift weist Benno Teschke nach, dass die Einschätzung des Dreissigjährigen Krieges und vor allem des darauf folgenden

Westfälischen Friedens von 1648, dessen angeblich positiven Aspekte man (vor allem in Basel, wo ein Teil des Paktes unterschrieben wurde) kürzlich mit einem grossen Jubel gefeiert hat, seit dem Ende des Kalten Krieges einer grundsätzlichen Wandlung unterworfen ist. Die Hauptthese des Spezialisten ist: Es ging mehr um Staatssouveränität der Siegermächte Frankreich und Schweden als um Frieden für Europa! Ich zitiere hier nur die Kernsätze: «Der Charakter des Staatsterritoriums als Eigentum des Königs machte es zum austauschbaren Anhängsel dynastischer Wechselfälle. Das zwischen den Dynastien bestehende kompensatorische Gleichgewicht begünstigte *Trittbrettfahren* und eliminierte kleinere Staaten. Insgesamt bedeutete Staatlichkeit als Eigentum, dass die Beziehungen der inter-agierenden Zeitgenossen auf der Grundlage eines *räuberischen Dynastizismus* und Inter-Personalismus reguliert wurde.» Hier versuchte sich ja Jenatsch durch nicht enden wollende Verrätereien oben aus zu schwingen, woran ihn dann ja definitiv nur die Rachedurst der Angehörigen und Anhänger der Opfer, die er wie eine blutige Spur hinter sich liess, hindern konnten. Er sah sich als «Kriegsherr» und «Duodezfürst» des so genannten (welcher Hohn!) «Freistaats der Drei Bünde». Der Historiker Teschke kommt zur Konklusion: «Die westfälischen Friedensverträge (von 1648) blieben nach Absicht, Wortlaut und Ergebnis in diese geopolitische Konfiguration eingebunden». Die einzige Chance in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts für Graubünden, dem darauf folgenden zweihundert Jahre dauernden blutigen Schlamassel zu entgehen, hätte darin bestanden, mit den selbständig denkenden und im tiefsten Herzen immer noch mit den damals fortschrittlichen protestantischen Mächten (England, Schweden) sympathisierenden Duc de Rohan verbündet zu bleiben. Wobei natürlich nicht verschwiegen werden kann, dass Rohan als Marionette Richelieus herzlich wenig Spielmöglichkeiten offen gelassen waren.

Da aber Richelieus Sturz sich abzeichnete, hätte ein wenig Geduld von Seiten der Bündner genügt, und man wäre wieder auf dem «gewinnenden Pferd» Frankreich gesessen …

Hans P. Gansner, geboren 1953 in Chur, studierte Germanistik, Romanistik, Kunstwissenschaft und Philosophie in Basel sowie Theater- und Filmwissenschaft in Aix-en-Provence. Er lebt heute als Schriftsteller und Publizist in Schaffhausen.

Adresse des Autors: Hans P. Gansner, Stokarbergstrasse 93, 8200 Schaffhausen

Literatur

Henry de Rohan, Mémoires et lettres, postum 1644 (und andere Editionen)
(Rohan rechtfertigt sich und versucht, seinen lebenslangen Konflikt zwischen seinem Glauben und der Königstreue schriftlich auszutragen; zudem erklärt er die Niederlagen der reformierten Sache mit deren Gespaltenheit in ein konziliantes und ein kompromissloses Lager, dem er selbst angehörte: ein spezieller letzter Teil ist «sur la Guerre de la Valteline» betitelt).

Henry de Rohan, Du parfaict capitaine.
(Interessiert uns für die Bündner Geschichte, denn er schloss dieses Manuskript 1638, kurz nach dem Verrat durch Jenatsch im Genfer Exil ab) .

Bruno Weber, Henry de Rohan und der Heinzenberg, Überlegungen zu einem nicht vorhandenen Gemälde (1632–1635), Gasser, Chur, o. J.

Hansmartin Schmid, Das Bild Herzog Heinrich Rohans, Diss., 1966.

F. Guillermet, Rohan et les Genevois, Genève, 1891.

Fortunato Sprecher, Enrico di Rohan, MDCXXXVII a Coira.

Georges Serre, Henri de Rohan, Son rôle dans le parti protestant, Aix-en-Provence, 1946.

Henry de la Garde, Le Duc de Rohan et les Protestants sous Louis XIII, Genève, Reprint 1978.

Martin Bundi, Gewissensfreiheit und Inquisition im rätischen Alpenraum, Paul Haupt, Bern, 2003.
(Vor allem über die Ursachen der Glaubenskriege, schon im 16. Jahrhundert).

Graubündnerische Geschichten, erzählt für reformierte Volksschulen, Chur, 1852.
(Hochinteressant, den religiös motivierten Standpunkt rein hervortreten zu sehen!).

Conrad Ferdinand Meyer, Jürg Jenatsch, Eine Bündnergeschichte (in einem Wort!), E.A. 1874, 1876.

Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, Chur, 1945.

Eugen Durnwalder, Kleines Repertorium der Bündner Geschichte, Chur, 1970.

Die Bündner Geschichte in elf Vorträgen, Chur, 1902.

Peter Dürrenmatt, Schweizer Geschichte, Zürich, 1963.

Hans Mohler, Georg Jenatsch, Chur, 1988.
(Unveränderte Neuausgabe von: Der Kampf mit dem Drachen; detailreich).

Handbuch der Schweizer Geschichte, I. Band, Zürich, 1972.

Henry Babel, Brève histoire de la Prédication à Saint-Pierre, tiré à part de «Ma vie de pasteur», 2e tome, 1987.
(Mit einem Abschnitt über die sitzende Statue des Duc de Rohan in der Cathédrale de Saint-Pierre).

Elzer/Repgen, Studienbuch Geschichte, Stuttgart, 1974.
(Standardwerk für Daten- und Faktengeschichte, ein Must).

Benno Teschke, Mythos 1648, Klassen, Geopolitik und die Entstehung des europäischen Staatensystems, Münster 2007.

Felix Bendel, Der Gebirgskrieg, 25. Schriftenreihe der Eidgenössischen Militärkommission, ausführlich und kenntnisreich besprochen von Suzette Sandoz, NZZ am Sonntag, 23. Dezember 2007.

Randolph C. Head: Jenatschs Axt, Soziale Grenzen, Identität und Mythos in der Epoche des Dreissigjährigen Krieges. (Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Jäger), Chur, 2012.
(Heads Arbeit widerspiegelt den heutigen Stand der Jenatsch-Forschung über dessen Ermordung und Beisetzung in der Kathedrale von Chur).